

Schwarzenegger ist (noch) nicht überflüssig

«I'll be back» versprach Arnold Schwarzenegger als «Terminator» 1984. Der Hollywoodstar hielt sein Versprechen und schlüpft erneut in seine berühmteste Rolle.

von Sascha Rettig

Arnold Schwarzenegger langt kräftig zu, steckt ordentlich ein und kann seinen Gegner am Ende der intensiven Schrotflinten-Rauferei natürlich doch noch erfolgreich niederstrecken. So weit, so hinlänglich bekannt aus unzähligen Action-Krachern mit dem österreichischen Muskelhaufen – eigentlich. Denn in «Terminator: Genisys» vermöbelt Arnie als alterndes Terminator-Auslaufmodell anfangs nicht irgendeinen Bösewicht. Er schaltet sich selbst aus, also sein jüngerer, nacktes Maschinen-Ich, das einst in James Camerons Ur-«Terminator» auch schon in die Vergangenheit zurückgeschickt wurde. Damals, also im ersten Teil des Science-Fiction-Klassikers war Schwarzenegger schliesslich noch der böse Gegenspieler, eine High-Tech-Kampfmaschine mit Mordauftrag, der die Zukunft umschreiben sollte.

Diese Kampfmaschine wird nun eliminiert vom selben T-800-Roboter, der seit der Fortsetzung «Terminator 2 – Tag der Abrechnung» jedoch umprogrammiert ist: Zum loyalen Bodyguard mit den besten Absichten, der es nun im Rentenalter von 67 Jahren und mit alter Menschenhaut über den Metallinnereien auch mit sich selbst aufnimmt, wenn es darauf ankommt.

Alles begann vor 31 Jahren

Dieser Kampf des Alten gegen den Jungen, des Guten gegen das Böse, ist nicht nur die originellste Szene in «Terminator: Genisys». Man landet auch selbst sofort wieder in diesem Kosmos, in dem nun schon zum fünften Mal mit vielen Referenzen auf vergangene Ereignisse in früheren Filmen die Geschichte weiter umgeschrieben wird. Mit «Terminator» legte Cameron 1984 das unverwüstliche Story-Fundament dafür. Damals sollte Schwarzenegger die Kellnerin Sarah Connor töten, um zu verhindern, dass sie später den erfolgreichen Revolutionsführer John Connor zur Welt bringen wird. Der nimmt es im Jahr 2029 schliesslich erfolgreich mit den übermächtigen Maschinen des sogenannten Skynet auf,

die ursprünglich von Menschen erschaffen wurden, sich mit ihrer künstlichen Intelligenz dann allerdings selbstständig. Die Menschheit wurden daraufhin von den Maschinen in einem Krieg weitestgehend unterjocht und ausgelöscht – sieht man von den letzten Widerstandskämpfern um John Connor mal ab.

135 Minuten Terminator-Kampf

Alan Taylors «Terminator: Genisys» verknäuel nun erneut munter die Zeitleisten und spielt ein weiteres Was-wäre-wenn durch. Könnte man denn nicht auch die gesamte Menschheit retten, in dem Skynet abgeschaltet wird, bevor es überhaupt ans Netz geht? Das ist diesmal die Prämisse für ein Rennen gegen die Zeit und einen 135 Minuten langen Kampf gegen mächtigere, modernere Terminator-Modelle, den der alte T-800 mit dem aus der Zukunft angereisten Widerstandskämpfer Kyle Reese (Jai Courtney) und eben Sarah Connor (Emilia Clarke) antritt.

Ist man nicht gerade ein Hardcore-Terminator-Fan, kann man diesen Zeitreisen-Verwicklungen mit ihren Logiklöchern und Widersprüchen mitunter wahrscheinlich nicht im Detail folgen – auch wenn die permanenten

Zeitebenen-Fachchinesisch-Erklärungen helfen sollen, den Überblick zu behalten. Das muss man letztlich aber auch gar nicht. Alles lässt sich Blockbuster-freundlich auf ein hinreichend erprobtes Gut-gegen-Böse reduzieren, bei dem es zwar kracht und scheppert und nach einer Verfolgungsjagd durchaus ein Bus an der Golden Gate Brücke baumelt. Mit solchen Effekt-Spektakel-Versuchen kommt der Film heutzutage allerdings kaum über Standard-Blockbuster-Action hinaus. Geschweige denn, dass er auch nur ansatzweise die Spannung von Camerons «Terminator» entwickelt oder an den Effekt-Massstäben kratzt, die die Reihe einst selbst gesetzt hat. Dass beispielsweise der Gegner-Terminator T-1000 aus flüsigem Metall nach Verletzungen wieder zusammenfliesst und sich wieder so herstellt, als sei nichts gewesen? Das kennt man so im Grunde schon aus «Terminator 2». Nur was als Spezialeffekt Anfang der Neunzigerjahre noch bahnbrechend war, hinterlässt heutzutage so wenig Eindruck wie die eher blassen Neubesetzungen: Courtney als Connors späterer Vater Kyle Reese und Clarke («Game of Thrones») als Mutter Sarah, die hier weniger als erschreckte Kellnerin, sondern als zulängende Kämpferin auftritt.

So liegt es wieder vor allem an Schwarzenegger, im Gefecht für den nötigsten Unterhaltungswert zu sorgen. Die gewisse Alterssteifigkeit, die der 67-Jährige mittlerweile hat, ist dabei für seine Paraderolle als sehr menschlicher Cyborg durchaus hilfreich. Seine reglose Mimik erledigt wie gewohnt den Rest, während er mit breitem Österreich-Akzent roboterhaft seine Dialogzeilen aufsagt. Das «I'll be back» ist unvermeidlich. Neu hingegen ist: «Ich bin alt, aber nicht überflüssig». Diesen Satz sagt er als Auslaufmodell mit Selbstironie immer wieder auf. Nur dass er nicht überflüssig ist, lässt sich über den Film selbst allerdings nicht so ohne Weiteres sagen.

«Terminator: Genisys» läuft ab Donnerstag in den Schweizer Kinos.

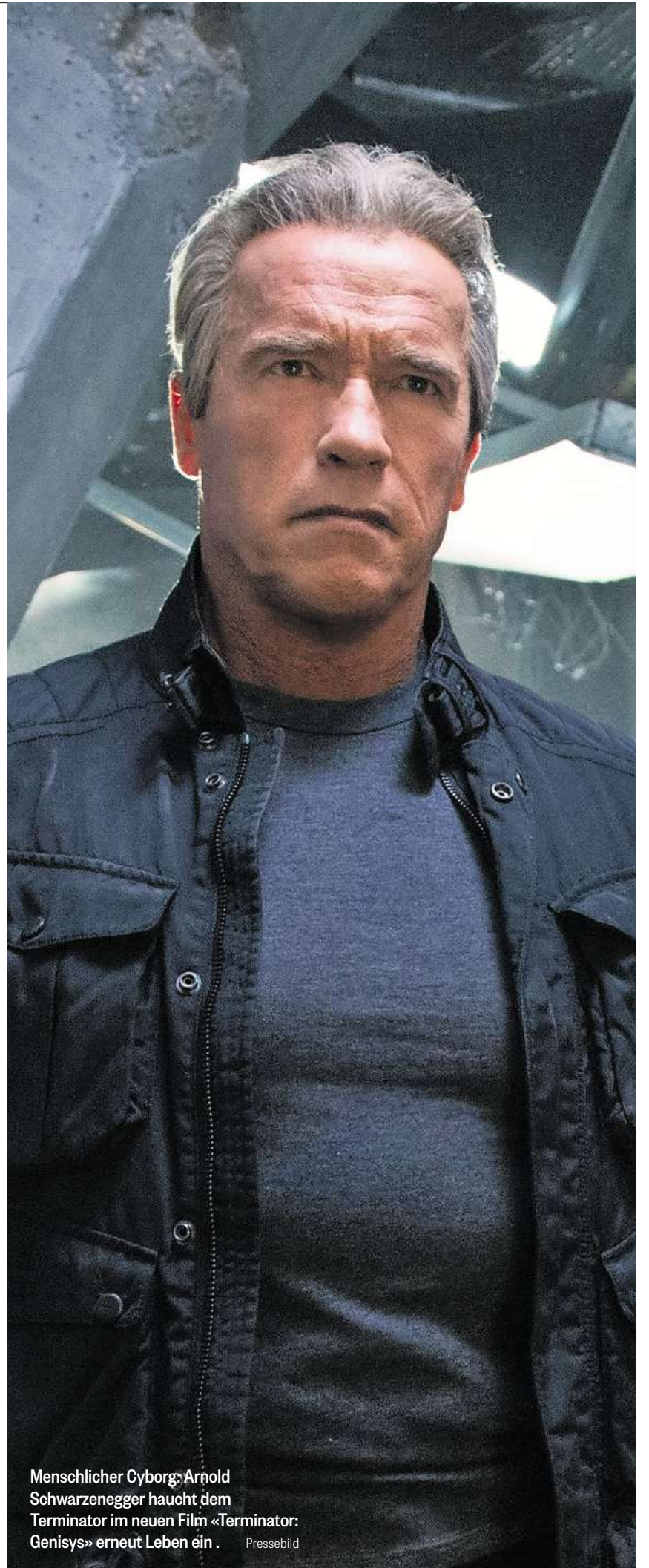
Trailer zum Film: suedostschweiz.ch/w/terminator

170

Millionen Dollar

hat der aktuelle Schwarzenegger-Film «Terminator: Genisys» gekostet; er ist Teil einer Trilogie.

Auch in diesem Film liegt es vor allem an Schwarzenegger, im Gefecht für Unterhaltungswert zu sorgen.



Menschlicher Cyborg: Arnold Schwarzenegger haucht dem Terminator im neuen Film «Terminator: Genisys» erneut Leben ein. Pressebild

Ein poetisch-verzaubertes Nirgendwo in Avenches

Bei prächtig-heissem Sommerwetter ging am Samstag die diesjährige Premiere der Opernfestspiele in der antiken Arena von Avenches über die Bühne. Regisseur Marco Carniti begeistert mit der Inszenierung von Rossinis Opern-Hit «Il Barbiere di Siviglia».

von Reinmar Wagner

Wie Pfahlbauten schweben die Häuschen über der Bühne, aber sie stehen auf geräuschlosen Rollen, werden immer wieder herumgewirbelt und verstellt. Durchsichtig wie Papier wirken ihre Wände, alles ist luftig und leicht, transparent und offen, schwebend und von einer gewissen verzauberten Unwirklichkeit in dieser neuen Produktion für Avenches, für die Emmanuelle Favre die Bühne baute. Marco Carniti, der vor zwei Jahren hier schon Verdis «Nabucco» inszenierte, vermeidet jede Verankerung in einem konkreten Ambiente.

Zu den Klängen der Ouvertüre versammeln sich die Darsteller zwischen den Pfahlbauten, diskutieren über Kostüme und rauchende Bühnenarbeiter. Wenn das Spiel um Rosina und den

verkleideten Conte auf Freiersfüssen, um den trottelligen Bartolo und den raffinierten Figaro dann beginnt, entschwebt alles in die sozusagen quasi entmaterialisierten Luftigkeit eines poetisch verzauberten Sommernachtstraums.

Charaktere vielfältig aufgebrochen

Selbst dem Bartolo würde man in dieser liebevollen Lesart attestieren, dass er weniger der eifersüchtige, geldgierige Alte ist, als den ihn die meisten Inszenierungen zeichnen, sondern gutmütig brummelnd das Intrigenspiel um ihn herum zulässt, obwohl er es eigentlich längst durchschaut hat.

Der flache, eindimensionale Charakter der typischen Komödienfiguren und der oft derbe Humor des Beaumarchais-Stoffs aus dem Sterbini für Rossini den «Barbiere» zum Libretto

formte, ist also in Marco Carnitis Inszenierung vielfältig aufgebrochen zugunsten eines poetischen Essays über die Kraft der Liebe.

Liebevoll herausgearbeitete Details

Dass der viel geliebte Witz von Rossinis Intrigenkomödie dabei abhandeln käme, hat Carniti in seiner Inszenierung gleichwohl verhindern können: Ständig sorgen kleine Gags und liebevoll herausgearbeitete Theater-Gesten für Lacher und Schmunzeln. So leicht wie das Ambiente ist Carnitis subtiler Humor und er kann auf die Fähigkeiten der Darsteller zählen. Vor allem Miguel Sola als Bartolo ist fast ständig, wenn er auf der Bühne steht, Quelle für gekonntes Amüsement, aber auch die anderen spielten die ständigen Verstellungs- und Verkleidungsszenen gekonnt aus und blieben so ihren an-

spruchsvollen Partien auch sängerisch nichts schuldig.

Solas profundem Bartolo stand ein ebenso präsender Ruben Amoretti als Basilio zur Seite, der chinesische Tenor Yijie Shi brillierte als Conte durch die Vielfältigkeit seiner Ausdrucksmöglichkeiten und George Petean in der Titelrolle stand ihm an Beweglichkeit und Wandelbarkeit nicht nach.

Die Rosina singt die kroatische Sopranistin Lana Kos mit ihrer beneidenswerten beweglichen wie auch strahlkräftigen Stimme, die sie immer mal wieder dazu verführte, doch leicht übertrieben pompöse Spitzentöne in die Arena von Avenches zu schmettern.

Differenziertes Klangbild

Erneut, wie 2013, zählt man in Avenches auf das erst 2009 gegründete

Orchestre de Chambre Fribourgeois. Es punktet mit einem differenzierten, durchsichtigen Klangbild, konnte allerdings noch nicht mit letzter Präzision bei der Premiere brillieren.

Etwas irritierend klang das elektronische Cembalo, auf welchem der Studienleiter Jean-Philippe Clerc die Rezitative aber sehr virtuos begleitete. Am Dirigentenpult stand Nir Kabaretti, der manche Nummer – womöglich der Arena geschuldet – recht langsam anging und die Tempi auch nicht steigerte, womit er gelegentlich ein wenig vom sprichwörtlichen Rossini-Brio verschenkte.

Weitere Vorstellungen von Rossinis «Il Barbiere di Siviglia» in Avenches am: 7., 9., 11., 14., 17. Juli, jeweils um 21.30 Uhr, weitere Informationen unter www.avenchesopera.ch